

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 47.

Montag, 25. Februar.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elfe Wibel.

Sep Sollern nimmt den Hut ab. „Wie Sie befehlen, gnädige Frau.“ Er hilft ihr in den Wagen und bleibt draußen stehen, noch immer mit entblößtem Kopfe, ohne seinen Blick von dem ihren zu lösen. Benita Mironow sucht nach ein paar gleichgültigen Worten.

„Sie werden nachher noch einmal in das Kasino gehen?“
„Ich glaube kaum. Was soll ich dort? Es wäre vollkommen sinnlos.“
Sie streckt ihm mit einer raschen Bewegung die Hand entgegen, die er nimmt und festhält, ohne sie zu küssen.

Langsam setzt sich der Zug in Bewegung.
Mit einem Ruck schwingt sich Sep Sollern auf das Trittbrett des Wagens:

„Du Meine . . . ich, du Meine.“ Es klingt unwirklich, wie schwebend.

Aber in Benita Mironows Handflächen graben sich mit scharfen, kleinen Schmerzen die Nägel seiner Finger.

Sie beugt sich vor . . . Laufende Schritte und scheltende Stimmen kommen den Bahnsteig entlang. Er ist schon abgesprungen, lacht.

Der Vorortzug schiebt sich in die Nacht hinein. Hell schlagen die Räder . . . Sind es nicht Worte, die man hört? Unaufhörlich wiederholt, immer dieselben Worte . . .

„Die Grenzen . . . die Grenzen zwischen mir und dir, Sep Sollern . . .“

Ein Blick, eine einzige Geste verwischen das Ungreifbare dieser Grenzen . . . Der Grenzen zwischen dir und mir, Sep Sollern . . .

Deine Hände, deine zu Fäusten geballten Hände. Und der Ausdruck deiner Augen haben sie schon verschoben. Die Grenzen . . . die Grenzen zwischen mir und dir . . .

Hinter den rauchbeflagelten Scheiben hebt das geheimnisvolle Leben der Dinge an. Über der Erde liegt ein Schein. Alle Gegenstände sind sonderbar hart umrissen. Einmal glühen von weither zwei rote Signallaternen, drohend wie böse blinkende Augen unter halbgeschlossenen Lidern . . .

Benita Mironow, in die Stille eines leeren und staubigen Eisenbahnabteils gebannt, ergibt sich widerstandslos der Gewalt dieses Neuen, das in ihr Leben kam und es mit rätselvoll köstlichen Geheimnissen füllt.

Etwas hebt sie die leere Dorfstraße am See entlang. Niemand außer ihr ist an der kleinen Station ausgehien.

Ihr Haus liegt dunkel und still. Ein Fenster im oberen Stockwerk nur ist erhellt. Der Hund meldet nicht.

Benita Mironow jagt die steile, unangenehm knarrende Treppe empor. Oben, vor dem Zimmer der Kinder, muß sie einen Augenblick still halten, den Atem zur Ruhe zu zwingen . . . Hinter der Tür klingt Gemurmel. Wie sie öffnet, erhebt sich Anna-Dorothee neben dem Bett der kleinen Konstanze. Sie sieht übernächtigt aus.

„Konstanze hat heute ziemlich starkes Fieber. Nicht

schlimm, Mamasha. Was man tun muß, ist geschehen. Soll ich dir dein Abendbrot heraufbringen? Es steht alles bereit . . .“

„Anna-Dorothee . . .“ Benita Mironow nimmt den Kopf des Mädchens zwischen ihre beiden Hände und küßt sie in einer sehr merkwürdigen Erschütterung.

„Liebes Mädelschen . . .“
Sie bricht jääh ab. Vom Bett her kommt wimmern des Weinen. „Sie haben die Tiere eingeschlossen. Die Tiere verbrennen . . . Sie haben den Stall angezündet . . .“

Benita Mironow beugt sich über die zerwühlten Kissen . . . Das Kind sieht mit wirren Augen in Todesangst zu ihr auf. „Helft doch, die Pferde müssen verbrennen.“

Unter der Türe erscheint Kolja. „Was ist denn los? Keir Mensch kann schlafen bei dem Lärm. Schweige doch, Konstanze . . . Ja, was hat sie denn? . . . Gut, daß du da bist, Benita . . . Das ist ja entsetzlich! Ihr werdet sehen, sie stirbt euch noch unter den Händen. Es muß etwas geschehen. Soll ich den Arzt rufen . . .?“ Und er läßt sich erschöpft auf den nächsten Stuhl fallen.

Die andern beachten ihn nicht. Sie sind bemüht, das zerbrechliche Geschöpf, das mit einer unheimlichen Kraft sich gegen ihre Arme wehrt, im Bett zu halten. Ihr Jammern wird immer lauter.

„Die Cevile kann nicht aus ihrer Box heraus. Sie haben sie eingemauert . . . Das Feuer . . . Macht sie doch los . . .“

Das gepeinigste Kind wirft sich in die Höhe, wie geschleudert von unsichtbaren Fäusten. Anna-Dorothee ist verschwunden.

„Sie wird den Arzt holen“, denkt Benita nebenbei, wie sie ihren laufenden Schritt über den gepflasterten Gartenweg hört. „Sie nimmt es mir aus den Händen. Und das ist gut so. Ich habe getanzt und nichts gefühlt, als daß Sollerns Arme um mich lagen, und den Blick seiner Augen, der wie blaues Feuer über mir war. Alles hat dieses Feuer versenkt . . . Jetzt hüte ich . . .“

Und sie bemüht sich verzweifelt um das geängstigte Kind . . .

Aber plötzlich hebt die Kranke das glühende Gesicht. Der Ausdruck qualvoller Spannung, der darauf gelegen, ist wie fortgeweht. „Hörst du, Mamasha . . .“

Benita Mironow beißt die Zähne zusammen. Was ist es, das Konstanze zu hören meint? . . . Die grauen Schatten kriechen . . . Sie füllen das Zimmer . . . Sie sind um das Bett der kleinen Konstanze und sie werden sie verschlingen . . . Kolja Mironow stöhnt laut auf. Trabender Hufschlag klingt unter den Fenstern, helles Wiehern . . .

„Die Pferde sind frei, Mamasha . . . sie leben.“
Eine unermessliche Seligkeit ist in den Augen des Kindes. Schweiß rinnt über die Stirne. „Gute Nacht“, sagt die kleine Konstanze dann ganz fröhlich und legt sich schlafbereit zur Seite.

Kolja Mironow schiebt vorsichtig den Stuhl zurück, kommt herüber, streicht mit einer lässigen Geste über die feuchten Haare des Kindes. Dann küßt er seine Frau auf die Stirne.

„Kann ich noch irgendwas für dich tun?“

Sie zuckt ein klein wenig zusammen unter seiner Berührung und plötzlich lehnt sie den Kopf an seinen Arm. „Kolha . . .“

„Möchtest du nicht versuchen zu schlafen, chérie? Du bist angegriffen. Der Tag war wohl etwas anstrengend für dich. Anna-Dorothee soll bei Konstanze wachen . . .“

„Ja. Und ihre Mutter schläft, weil sie sich müde getanzt hat.“

„Du tanztest? . . . Ah, war es amüsant? . . . Das ist schön. Man engagierte dich viel? . . . Natürlich. Das kommt davon, wenn man so lächerlich jung aussieht wie du.“

Kolha Mironow ist sehr stolz auf seine schöne Frau. Es bedeutete von jeher höchste Genugtuung seiner immer wachen Eitelkeiten, sich mit ihr öffentlich zu zeigen.

„Wer begleitete dich?“ fragt er interessant.

„Ich war mit den Moengards. Olaf Kahlow kam noch dazu. Später . . .“ Sie stockt. — Sep Sollerns Name will ihr nicht über die Lippen. Aber sie vermag sich keine klare Rechenschaft darüber zu geben, warum sie ihn verschweigt.

Mitten in ihr hilfloses Grübeln hinein lacht Kolha ein nervöses, leicht gereiztes Lachen.

„Das sieht diesem Nikolai wieder ähnlich . . .“ Sie ist in einem eleganten Restaurant um die zwei schönsten Frauen beneiden zu lassen.

Und er geht ärgerlich und erschöpft hinaus.

Unter der Tür trifft er mit Anna-Dorothee zusammen, von der er sich flüchtig verabschiedet.

„Es war ganz einfach“, erklärt sie ihrer Mutter auf eine drängende Frage, als sie neben der frisch gebetteten Konstanze sitzen . . .

„Es war wirklich ganz einfach, Mamasha. Fischer Lorenz hat ein altes Pferd, mit dem er die Waren zur Stadt fährt. Er hat es mir gleich geliehen, nachdem er begriff, weshalb ich es mitten in der Nacht haben wollte. Ich mußte dem Tier sehr zureden, daß es Trab lief. Dreimal zog ich es dort unten auf und ab vor dem Fenster.“

„Ja, es ist wirklich nicht schwer zu wissen, was anderen wohl tut . . . Ein wenig Nachdenkenwollen, das ist alles. Und den Herzschlag des andern mit dem eigenen erfühlen . . .“

Benita Mironow sieht ihre Tochter dabei nicht an. Es ist nicht einmal sicher, ob sie sich ihrer Gegenwart vollständig bewußt ist. Unablässig streicht sie über das starke, dunkle Haar Anna-Dorothees.

„Merkwürdig, daß Harras sich den Aufruhr gefallen ließ, ohne Laut zu geben“, meint sie dann noch immer wie verloren an ferne Laute.

„Harras . . . Mamasha, er ist tot. Wir haben ihn heute nachmittag vor seiner Hütte gefunden. Neben ihm lag der Rest einer Wurst, die keiner von uns ihm gebracht hat. Ich habe sie Fischer Lorenz gezeigt. Er sagt: Gift . . .“

Die junge Stimme bemüht sich, gelassen zu bleiben. Aber Anna-Dorothee ist dabei weißer als die kleine Kranke dort in den Kissen. —

Nun ist es für Benita Mironow Gewißheit geworden: Es steht über ihrem Hause. Jede Stunde kann es bringen. Jede Stunde kann der Schlag niederfallen, der sie alle vernichtet. Oder nur einen von ihnen? . . .

Pläne gehen ihr durch den Kopf, wie sie es abwenden will. Die Polizei benachrichtigen? Fischer Lorenz, den Nachbarn, bitten, abwechselnd mit ihr zu wachen?

„Sie verwirft alles sofort wieder. Was soll sie den Fremden sagen? Der tote Hund? Wer beweist, daß es den Beginn einer Gefahr für ihr Haus bedeutet? . . . Sie selbst weiß es. Aber wird irgendjemand dem wenigen, das sie preisgeben vermag, wirklich Beachtung schenken? Einmal denkt sie flüchtig an Sep Sollern. Wie war es gut, sich und die Seinen in seinem Schutze zu wissen. Ihn jetzt rufen, ist unmöglich für Benita . . .“

Sie hat — den entschulten kleinen Revolver in der Hand — schon zweimal die Runde durch Haus und Gar-

ten gemacht. Halb taumelnd vor grenzenloser Müdigkeit, sitzt sie auf ihrem Bett und horcht in die Nacht hinein.

Nichts ist zu hören, als das beruhigende Anschlagen kleiner Wellen.

Sie liebt das Geräusch sehr, ihr von Kindheit an vertraut.

Aber klippigen Ufern lag Schwolin. Das tosende Atemholen des Meeres drang heimatisch aus der Tiefe . . .

Wilder, schauender wohl, als das sanfte Spiel des Sees dort unten.

Dennoch liebt sie das Haus, das ihrer ziellosen Flucht ein Ende bereitet, um seiner Lage willen besonders. Ist nicht das Dasein an sich um so viel zahmer und stiller geworden, als das Einsitzen?

Sie wirft einen der zartseidenen Schlafanzüge über, die ihre Jungfer rasch bei der Flucht in den kleinen Handkoffer gestopft. Es war das Unnützlichste, was mitgenommen wurde. Die Leute hatten den Kopf verloren. — Kein Wunder!

Rüschchen hängen sich am Abschluß der Ärmel und Beinkleider. Sie geben dem Ganzen etwas ungemein Heiteres, Leichtfertiges beinahe.

Nie mehr trug sie eines dieser schimmernden Karnevalsähnchen. Wie eine lächerlich leere Geste müßten sie wirken in dem einfachen, bürgerlichen Unterhofs.

Benita Mironow hat keinen Sinn für starke Kontraste.

Kühle dringt durch die schlecht schließenden Fenster. Im Dunkeln nimmt sie den Pelz um und sitzt dann wieder, beinahe ohne zu atmen, auf dem Rand ihres schmalen Bettes.

Mit einem Male meint sie das schurrende Geräusch zu hören, mit dem eine Bootskeule über Kies schleift.

„Fischer Lorenz“, denkt sie schlaftrunken. Und sitzt im nächsten Augenblick steil aufgerichtet.

Sie weiß es genau: es ist der andere . . . der Todbringer! Aus dem Nebenzimmer tönen Kolha Mironows Atemzüge. Er schnarcht ein wenig und wirft sich einmal auf die andere Seite. Soll sie ihn wecken, ihm von der Gefahr sprechen, die droht? . . .

Um ihren Mund ist ein harter Zug. Für Sekunden ist das Bild jener Nacht wieder vor ihr: der schrille Schrei, der das Echo eines infamen Gelächters geweckt. Und dann, ihre Füße umklammernd, kaltweiß, schlotternd, eine gelenklose zitternde Puppe im leidenden Pierrotanzug: ihr Mann . . .

Sie weiß es: sie muß dem, was dort unten durch die Nacht auf ihr Haus zuschleichen will, allein begegnen. Noch einmal gilt es für sie, sich einzusehen. Sie nimmt den Mantel fester um, lautlos öffnet sie die Türe ins Freie . . .

So dunkel ist es, daß sie kaum die Umrisse der alten Obstbäume erkennt, die vereinzelt auf dem Grundstück stehen.

Von einem der dicken Stämme zum andern — immer bedacht, daß ihre Gestalt sich nicht von dem Hintergrund des lichterem Himmels abhebe, kommt Benita zu dem Nußbaum, der wie eine Wache weit vorgeschoben ist gegen den See.

Eng an den rissigen Stamm gedrückt, steht sie, bewegungslos . . . (Fortf. folgt.)

Kälte.

Die Sonne träumt, als spüre sie kein Leben.
Die Kinder haben Angst und sprechen leis.
Es fehlt der fromme Kuß, den du gegeben.
Du liebes Licht! Wir fühlen Qual und Eis.

Das kleine Böblein, das so oft gekommen
Und zierlich vor dem Fenster Futter nahm,
Das hat der Frost in seine Hand genommen —
Ich blide starr hinaus in all den Gram.

Warum hast du kein Mitleid, reiche Sonne?
Aus Mitleid starb ein Gott, weißt du es nicht?
Aus tiefen Wunden wuchs ihm Sieg und Sonne!
Blüh' auf, mein warmes, weiches Himmelslicht!

Karl Weis.

Beinahe Chateaubriand.

Von H. J. Toll.

Am letzten Sonntag hätte ich beinahe zum erstenmal in meinem Leben ein Chateaubriand gegessen. Es fehlte wirklich nicht viel daran, und wenn die umständlichen Vorbereitungen, die unter heraldischer Anteilnahme eines Teiles der Bevölkerung vor sich gingen, zu keinem glücklichen Ende führten, so war es nicht meine Schuld.

"Kommt", hatte Anna gesagt, "laß' uns im Grand Hotel zu Abend speisen." Sie sagte wortwörtlich "zu Abend speisen". Anna, das müssen Sie wissen, hat einen herzynigen Gang, sich auf eine vornehme Art auszudrücken.

Schön. Wir gingen ins Grand Hotel, setzten uns unter eine elegante Palme (*Chamaerops humilis*) und gaben uns der Lektüre der Speisekarte hin. Es macht das immer einen guten Eindruck und verrät den Mann von Welt, und man sollte es stets tun, auch wenn man nur einen Rollmops zu essen willens oder in der Lage ist.

"Wir werden einen Chateaubriand zu uns nehmen", sagte Anna mit jener Entschlossenheit, die sie in allen Lebenslagen, von Duffkäufen abgesehen, auszeichnet.

"Anna", sagte ich sehr sanft, "Chateaubriand war ein Bicomte und Schriftsteller und Staatsmann. Er hatte einige Schwierigkeiten mit Napoleon und — jawohl, Chateaubriand ist keineswegs etwas, das man essen könnte."

Sie lächelte nachsichtig auf meine Worte herab und tippte mit ihrem süßen Zeigefinger dorthin, wo stand "Chateaubriand für zwei Personen mit Gemüse umlegt". Es kostete Erstaunliches.

Ich wollte einige gemeinverständliche Sätze über die wirtschaftliche Not im allgemeinen und die meine im besonderen zum besten geben, aber es nahte, Gläser schwenkend, der Herr Ober, und er sah aus, wie ein aristokratischer Staatsrat in den besten Jahren. Vor seiner Bornehmheit erstarrten mir so vulgäre Worte, wie prolongierte Wechsel und Gerichtsvollzieher, auf den Lippen.

"Das Chateaubriand ist doch gut?" fragte Anna. Sie hätten sie sehen sollen, als sie es sagte. So, als wäre es ihr von Kindesbeinen an eine liebe Gewohnheit, täglich ein Chateaubriand zu sich zu nehmen. Anna lächelte bezaubernd und trat wuchtig auf meinen Fuß.

"Bringen Sie einmal Chateaubriand", bestellte ich und hatte Tränen im Auge.

Platternden Gradschobes enteilt der Bornehme.

"Aber körperlich geht es dir gut?" fragte ich, und "körperlich" betonte ich auf nahezu schurtische Weise. Ich kann nämlich, wenn ich mir Mühe gebe, niederträchtig ironisch sein.

Anna trällerte mir "No melancholy baby" vor, ich verbat mir das, sie sagte, ich wäre ein zu lieber Menich, ich startete ein wirkungsvolles Lachen eisgekühlten Bornes, und sehen Sie, da fing es an.

Es nahten, vom Hofrat geführt, zwei Piskotti, wenn anders man zwei würdige junge Leute mit einem so lächerlichen Ausdruck wie Piskotti bezeichnen darf. Der Hofrat verneigte sich, die Piskotti verneigten sich, stellten die kleinen Tischen, die sie trugen, neben uns, verneigten sich wieder und verschwanden wie Flotows Martha.

Ich erschrak. Was mochte es sein, dieses Chateaubriand, um dessentwillen so umfangliche Vorbereitungen getroffen wurden? Ich fragte Anna. Sie wußte es nicht. Unendliche Ausblicke auf teuflische Blamagen eröffneten sich. Vielleicht war es eins dieser komplizierten Gerichte, die mit drei verschiedenen Gabeln, vier Messern und einem Spezialinstrument gegessen werden. Auf eine raffiniert spitzfindige Weise.

So schien es. Die drei kamen wieder. Sie stellten einen Spirituskocher auf das eine Tischchen, legten ein Hackbrett und ein Tranchierbesteck auf das andere. Der Hofrat entwickelte viel Grazie und entzündete die Flamme des Kochers.

Es ist schade, daß Sie nicht dabei waren und die zaubrische Wirkung sahen, die von dem Spirituskocher ausging. Die Unterhaltung der anwesenden Zeitgenossen belebte sich heftig, sie schenkten der Zeremonie unseres Mahles das forschende Interesse, das Gebildete Ungewöhnlichem zu widmen pflegen. Da gab es ein paar Wohlwollende, die uns nicht ohne mildes Mitleid an drei Tischchen vor zwei Gläsern Koburger Hofbräu und einigen Küchengeräten sitzen sahen. Da waren Schadenfroher, deren ironisch vibrierende Nasenflügel verrieten, daß sie sich in spöttischen Bemerkungen über uns ergingen. Da war auch jener kleine Junge, der herankam und mit stiller Wühlgier den Spirituskocher betrachtete. Es war klar, es war der erste Spirituskocher,

den der Junge, geboren im Zeitalter der Elektrizität, zu sehen bekam. Es war nicht so ein gewöhnlicher Kocher, wie er, verrußt und mit abgegrungener Emaille, meiner Tante Emma zum Aufwärmen ihres Kaffees dient. Ein König unter den Spirituskochern war es, er glänzte und blühte vor Nickel. Der Knabe betrachtete ihn genau. So sah James Watt aus, als er vor dem Teefessel seiner Mutter den Entschluß faßte, die Dampfmaschine zu erfinden, was bekanntermäßen die Herren Dubislaw und Boek zu dem Aufsatze "James Watt, an idle boy" in ihrem englischen Übungsbuch für höhere Lehranstalten inspirierte und mir eine 5 und eine Strafstunde eintrug, als ich als Sekundaner diesen Aufsatz auswendig zu lernen vergab. Doch das nur nebenbei.

Vielleicht trat vor unserem Spirituskocher dem Jungen die Gestalt des Raumschiffes vor das geistige Auge. Vielleicht wird er in dreißig Jahren nach seiner Rückkehr vom Mars den Reportern erzählen, daß er die Grundlage seiner Erfindung einem Herrn und einer Dame verdanke, die in einem Restaurant ein Chateaubriand bestellt hatten. Wollen Sie sich dann, bitte, gütigst erinnern, daß die Dame und der Herr Anna und ich waren.

Es kam, das Chateaubriand, auf einer silbernen Schüssel, die der Hofrat trug, kam es auf uns zu. Ich hatte jenes Gefühl, das ich sonst nur habe, wenn ich, lediglich mit einer — verzeihen Sie! — Unterhose bekleidet, auf dem Kurfürstendamm oder dem Jungfernstieg oder anderen belebten Straßen spazieren gehe, was mir leider des öfteren in qualvollen Träumen zustoßt. Die Mitbürger widmeten uns ihre von allen Anlagern so gern zitierte lebenswürdige Aufmerksamkeit, und mir war von einem mißgünstigen Schicksal vorbehalten, mich vor ihren Augen zu blamieren. Ernstlich redete ich mir ins Gewissen, in tiefe Ohnmacht zu fallen.

Es war nicht nötig. Etwas anderes fiel. Das Chateaubriand.

Da war dieser kleine Junge, der wie James Watt aussah. "Mutti, Mutti", jauchzte er plötzlich — vermutlich hatte er das Problem des Raumschiffes nun reiflich gelöst — lief vom Spirituskocher fort und ließ dem Hofrat gegen die Knie. Der schlingerte ein wenig und stolperte dann endgültig. Die Schüssel in seiner Hand machte einen kleinen Hopser, entdeckte dabei, daß sie nicht festgehalten wurde, und, ihre Freiheit rücksichtslos ausnützend, gab sie sich unbedenklich den Gesetzen der Schwerkraft hin und stürzte. Einem Gemenge erlebener Gemüße enthüpfte ein Stück gebratenes Fleisch und rollte entschlossen geradewegs auf uns zu. Das war das Chateaubriand.

Es entstand jene allerliebste Verwirrung, mit der die Verfasser von Overetten uns am Schluß des zweiten Aktes regelmäßig zu überraschen pflegen. An der erregten Aussprache zwischen dem Hofrat und den Eltern und der Großmutter des Knaben beteiligten sich ferner: der Geschäftsführer, der Portier, der Liftboy, der letzte Mann (sämtlich vom Grand Hotel) und 21 Personen, die der ganze Fall nichts anging. Von den Teilnehmern redeten wenigstens sieben immer zur selben Zeit. Ich stellte vier leichte und zwei schwere Verbalinjurien fest.

Die leidenschaftliche Auseinandersetzung fand ihr Ende, als der Vater des Jungen, bittere Worte murmelnd, mit seiner Familie auf und davon ging, nicht ohne vorher das Chateaubriand zu bezahlen und es sich einwickeln zu lassen. Er hätte zu Hause einen Hund, sagte der Herr. Na ja.

Ehrerbietig trat der Herr Geschäftsführer zu uns. Man möge entschuldigen — der unliebsame Zwischenfall — äußerst peinlich, nicht wahr? — das verunglückte Chateaubriand — man möge verzeihen — es wäre das letzte gewesen.

Kein Chateaubriand mehr? Da war nichts zu verzeihen, es war mir geradezu ein Vergnügen. Ich atmete tief und befreit auf und spielte den Großzügigen. Er brauche sich wirklich keine Sorgen zu machen, sagte ich dem netten Herrn. O bitte sehr, so etwas kann vorkommen. Über diese kleinen Schicksalsschläge muß man erhaben sein, nicht wahr? Man wird etwas anderes bestellen — ganz einfach.

Der Herr war entzückt von so viel lebenswürdigem Entgegenkommen, und Anna und ich aßen Deutsches Beefsteak and waren guter Dinge.

So war das.

Heute weiß ich, daß ich mich durch die pompöse Art, wie man uns das Chateaubriand kredenzte, nicht hätte verblüffen lassen sollen. Ein Chateaubriand — also das ist nichts weiter als ein Filet, ein mit mancherlei Schikanen zubereitetes zwar, aber endlich und schließlich ein Filet, an das man ohne besondere Vorbildung und Kenntnis irgendwelcher Kunstgriffe herangehen kann. Mit einem tagtäglichsten Besteck wird es gegessen, und wenn Sie mich auch für einen unverbesslichen Lügenbeutel und Prachthans halten, so will ich Ihnen doch sagen: mit Messer und Gabel weiß ich gar artig umzugehen.

Weißflehchen.

Von D. Feuchner.

Nicht weit vom Dorfe steht eine alte Feldscheune, ganz mutterseelenallein. Ihr Dach ruht nicht — wie bei den meisten ihrer jüngeren Schwestern — nur auf einigen Steinhäusern, die Planken und Giebelseiten offen lassen, sondern auf einem richtigen Unterbau mit Balken und Fachwerk. Aber sie scheint doch schon recht altersschwach zu sein; denn sie ist in den „Häuten“ bereits etwas eingeknickt und hat sich ein wenig nach Sonnenaufgang geneigt, eine dem fast ununterbrochenen Gefache des Westwindes erzeugte Nachgiebigkeit. Ihre Wände sind durchlöchert wie Schweizerkäse, und ihr Inneres birgt noch etwas Stroh und altes Gerümpel, als Wagen-, Maschinen- und Ackergeräte. Bewohner beherbergte sie anfangs des Winters eine große Anzahl, bestehend in zahlreichen Mäusen, Ratten, ein Paar Schleiereulen, ein Igelpaar, während der Nacht viele Sperrlinge und noch ein Tier, das aber so versteckt und verbuddelt war, daß man es im Augenblick nicht ansprechen kann. Heute aber, nachdem der strenge Winter schon Wochen und Monate gedauert hat, ist das anders: der Wettbewerb auf Ratten-, Mäuse- und gelegentlich auch Spakenbraten war so groß, daß bald Mangel an diesen Lederbissen herrschte, dem zwar dadurch etwas abgeholfen wurde, daß das Gächchen *Erinaceus europaeus* von einer Müdigkeit befallen wurde, zu deren Überwindung eine Nacht nicht ausreichte, sondern Wochen benötigt wurden: es hüllte sich in seinen Stachelmantel und verankerte bald in tiefen Tiefschlaf.

Nun blieben noch drei Konkurrenten übrig, und zwar die beiden Schleiereulen und jenes unbekannte Tier, das im Wettbewerb um den nächtlichen Fraß, gegenüber den in geistiger Geruchlosigkeit dahinwühlenden Vögeln aber den Kürzeren zog. Oftmals saßen die „Brotneidichen“ vor einander und saugten sich wütend an, doch zu eigentlichen Zusammenstößen kam es nicht, weil keins den Angreifer spielen wollte.

Ein klarer Wintertag schied sich an, Abschied von der Sonne zu nehmen, deren letzter Strahl noch eine schmale Lichtbrücke durch den Dämmer der alten Feldscheune schlug, auf der unzählbare Staubteilchen wild durcheinanderwirbeln. Wie eine goldene Lanze bohrte sich das östliche Ende des Sonnenstrahls in einen dunklen Schacht, in dessen Tiefe das schon mehrfach erwähnte Tier seinen Tagesschlaf hält. Von dem Lichtspeer getroffen, wacht es sich auf und blinzelt etwas erschrocken um sich und schlüpfte dann nach vorn, wo es, von dem Sonnenstrahl übergoßen, einen Augenblick sitzen bleibt und das Häuschen schnobernd in die Luft hebt. Nun kann man es deutlich sehen, daß ein blaugrauer Pelzmantel mit weißem Kehleinsatz es einhüllt, wodurch es sich als Stein- oder Hausmarder zu erkennen gibt.

Einmal wach geworden, meldet sich auch gleich der Hunger, und der Marder fängt an, sein enger „Reich“ zu durchstöbern, um vielleicht ein Mäuschen zu ergreifen, das die Eulen übrig gelassen haben. Aber das „Saagelud“ ist ihm nicht hold; denn so gründlich Weißflehchen auch das Gerümpel und Strohgerüst durchsucht, findet es doch nirgends etwas Greifbares. So wartet es denn, bis der Abend, — der bei ihm von der Dämmerung bis zum Verlöschen der letzten Lichter reicht, — vorüber ist und die eigentliche Nacht begonnen hat, um die alte Feldscheune zu verlassen und sein „Nahrungsdepot“ aufzusuchen, das sich in einem der ersten Häuser des Dorfes befindet und eine Menge getrockneter Pflaumen und Hagebutten (das sind gedörrte Birnen) enthält. Mit diesen gewaltigen Reserven wird es noch Wochen und Monate reichen . . . nein, nein, der Winter bringt ihm keine Rot, wie den meisten andern freilebenden Tieren und Vögeln.

Mit unüberbietbarer Sicherheit klettert der Marder an einem Balken in die Höhe, bis vor ein Loch, durch das er die nächste Umgebung der Scheune absichert. Denn der Weg zwischen seinem Tagesversteck und dem Dorf ist zwar nicht lang, aber doch höchst gefährlich, weil er nicht die geringste Deckung bietet. Und dann der Schnee . . . o, der böse Schnee, der jeden Tritt seiner kleinen Branten getreulich aufzeichnet . . . eine fatale Sache ist das — und wie es ihm deucht, fällt schon wieder neuer auf den alten, verkrusteten.

Als er lange genug gesichert hat und nichts Verdächtigtes beobachten kann, schlüpft er hinaus, klettert abwärts und springt dann aus etwa zwei Meter Höhe in den Schnee. Hartig hüpfet er nun vorwärts, dem Dorfe zu, das er in einer knappen Minute erreicht. Wenige Sekunden später sitzt der Marder oben auf dem First einer Scheune, läuft von hier aus weiter über ein Stallgebäude, gelangt auf das Dach des Bohnenhauses, schwingt sich um den Randsparten, verschwindet in einer kleinen Luke der oberen Giebelseite und ist nun auf dem Boden angelangt. Hier befindet sich

sein Depot, hier liegt auf ein weißes Tuch gebreitet, das süße Dörrobst, das er so sehr liebt. — Jawoll, hier lag es, lag es gestern Nacht noch, aber jetzt ist die ganze Herrlichkeit verschwunden — nicht eine Pflaume, nicht eine Hagebutte ist übrig geblieben, und doch rumort der Hunger sehr in seinen Eingeweiden! Er durchschnüffelt den ganzen Boden nach etwas Genießbarem, findet aber nichts. Also fort von hier, um anderswo nach Beute zu suchen. — Auf dem gekommenen Wege verläßt der Marder den Raum wieder und wendet sich einem kleinen Gebäude zu, das die Scheune mit den Stallungen verbindet. Hier hat er schon immer mal einen groben Einbruch verüben wollen; denn sein feines Näschen sagte ihm jedesmal, wenn er sich in der Nähe befand, daß in dem kleinen Raum das Volk der Hühner nächtigte. Es war ein sehr baufälliges Gebäudchen. Alle Ritze hatte man mit Stroh verstopft und das Dach — der Kälte wegen — mit einer dicken Schicht Dünger bedeckt. Weißflehchen schnobert und spekuliert mordgierig und hungrig um den Hühnerstall herum, kuppelt bald hier, bald dort an dem Stroh und findet endlich eine Stelle, die sich mit seinem scharfen Gebiß so weit vergrößern läßt, daß es den dünnen, geschmeidigen Körper hindurchzwingen kann, und nun haßt es inmitten der zahlreichen Hühner, die durch das Scharren, Knabbern und Godoloden des Hahnes schon aufs äußerste beunruhigt worden sind. In der nächsten Sekunde entsteht ein wilder Wirrwarr, ein Aufbrausen, mit angstvollem Kreischen und Klagen untermischt; denn der Marder hat sein erstes Opfer gefaßt, durchbis ihm den Hals und schlürft den hervorquellenden Schweiß. Dann erhascht er das zweite, dritte und so fort, mit jedem in ähnlicher Weise verfahren. So wird sein Hunger wohl bald gestillt, nicht aber seine Mord- und Blutgier, die den Räuber in einen förmlichen Rausch versetzt, der erst verfliehet, als sich im Hühnerstall — außer dem Mörder selber — nichts Lebendes mehr regt; denn alle Hühner, siebzehn an der Zahl, hat der Marder gemordet. Nach dieser scheußlichen Tat kehrt Weißflehchen zu seinem Tagesversteck in der alten Feldscheune zurück.

Als am anderen Morgen die Bäuerin entdeckte, was über Nacht geschehen war, schrie sie Zetermordio und forberte Rache für den siebzehnfachen Mord. Der Mann, die Kinder, die Nachbarschaft, ja die halben Dorfbewohner liefen herbei, um durch Bluten und Schimpfen, durch „Ach und Och“ ihrem Grimm Luft zu machen. Endlich richtete aber ein junger Bursche seine Aufmerksamkeit auf die schräg nebeneinanderstehenden Tupfen im Schnee, folgte ihnen und gelangte so an die alte Feldscheune, dem Tagesversteck des vielsfachen Mordgefeßten. „Den müssen wir erschloßen, den soll der Deuwel holen, den Himmelhund, der muß off alle Fäll' ran!“ so schrie es wirt durcheinander und es wurden alle möglichen und unmöglichen Pläne gemacht, bis endlich derjenige den meisten Beifall fand, der dahin ging, den Saagb berechtigten zu benachrichtigen, der würde dann mit dem notwendigen Schützen- und Treiberangebot den „Raubmörder“ schon zur Strecke bringen.

Leider war der Jäger aber am sofortigen Kommen verhindert und stellte dem Dörfchen anheim, mit Hilfe von Hund und Schußwaffen dem Marder auf den Hals zu rücken. Gewehre kamen nur so viel zusammen, daß die vier Seiten der Feldscheune besetzt werden konnten, aber desto mehr Hunde und Treiber erschienen am Ort der Handlung und es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn der Verurteilte durch einen günstigen Zufall mit dem Leben davongekommen wäre.

Weißflehchen erschrak nicht wenig, als es durch einen Höllenlärm aus süßem Schlaf geweckt wurde, sprang aber nicht, sondern verhielt sich mudsmäusenstill. Aber die Hundennase ist ein gar unbestechliches Ding und läßt sich so leicht nicht täuschen. So hatte ein kleiner Rattenwischer den Versteckten auch bald gefunden und verbellte ihn wütend. Nun blieb dem Marder nichts übrig, als zu springen. Wie ein geölter Blix sauste er an der Giebelwand hinauf und durch ein Loch ins Freie.

Als er im Schnee landete, stürzte auch schon ein Terrier auf ihn zu. Aber Weißflehchen nahm sich sofort wieder auf und hüpfte, was die leider etwas kurzen Branten hergeben wollten, gefolgt von dem Hund, durch den Schnee. In diesem Augenblick machte es: „Bumm! Bumm!“ und schon lag er. Aber nicht etwa der Marder, sondern der Terrier, dem sein eigener Herr in der Hike des Gefechts und allzu großem Schießeser (wegen zu kurzem Verhalten) erschossen hatte.

Aber nun stürzten von allen Seiten weitere Hunde herbei, die den Marder einholten und so lange abbeuteten, bis er seine Räuberseele ausgehaucht hatte.

Die Hühner waren gerächt.